UNITED STATES HOLOCAUST MEMORIAL MUSEUM

ועידת התביעות
Claims Conference
Conference on Jewish Material Claims Against Germany

Claims Conference Holocaust Survivor Memoir Collection

Access to the print and/or digital copies of memoirs in this collection is made possible by USHMM on behalf of, and with the support of, the Conference on Jewish Material Claims Against Germany.

The United States Holocaust Memorial Museum respects the copyright and other intellectual property rights associated with the materials in its collection and makes good faith efforts to determine the copyright status of such materials. The Museum has a good faith belief that the materials in this collection may be made publicly available. The Museum welcomes additional information about copyright status. If you have additional information or concerns about the copyright ownership of materials in this collection, please contact the Museum's Library by phone at 202-479-9717 or by email at reference@ushmm.org.

Mein Leben

Mehrmals musste ich in all den vergangenen Jahren einen Lebenslauf schreiben, fein säuberlich nach Daten geordnet, die eigentlich über mein wirkliches Leben nichts aussagen. Denn zurückblickend, so wie ich es jetzt festhalten möchte, war mein Leben überhaupt nicht so geordnet, wie ich es mir gewünscht habe.

Viele Gedanken und Erinnerungen versetzen mich oftmals zurück in meine Jugend. Sie war den Umständen entsprechend glücklich, mir fehlte nichts. Meinen Vater liebte und verehrte ich. Stets fühlte ich seine mich umhüllende Wärme und das liebevolle Verständnis, das er mir jederzeit entgegenbrachte.

Den ersten Schrei meines Lebens vernahm meine Mutter am 16. Mai 1925 im jüdischen Krankenhaus von Berlin. Es war ein besonderes Glück für mich, in eine grosse traditionelle jüdische Familie hineingeboren zu sein, umgeben von Geschwistern, zahlreichen Onkeln und Tanten, Grosseltern, Cousinen und vielen weiteren Verwandten. Meine Eltern heirateten jung: Mein Vater war 24, meine Mutter 25 Jahre alt. Vater war das zweitälteste Kind von insgesamt sechs Geschwistern. An die ersten Jahre meines Lebens kann ich mich natürlich nicht erinnern. So reicht die Erinnerung an meine Mutter, die am 2. Januar 1930 nach monatelanger Krankheit im Alter von 33 Jahren starb, nur soweit zurück, dass ich sie an ihrem Krankenbett nur einmal für eine sehr kurze Zeit besuchen durfte.

Mein Grossvater Moritz Appel, geboren am 17. Mai 1865 im russischen Konin, fand im zarten Alter von noch nicht fünf Jahren, zusammen mit seiner Schwester, Aufnahme bei einer jüdischen Familie in Hamburg. Dort erlernte er den Beruf eines Glasermeisters und fand danach eine Anstellung in einer fotografischen Werkstatt in Berlin, wo er die dort benötigten Glasplatten vorbereitete. In jener Zeit stellten die Fotografen die Negativ-Platten aus Glas zum Eigengebrauch selbst her. Mit dieser Tätigkeit gewann er Einblick in die Kunst des Fotografierens. Diese Erfahrung veränderte seine berufliche Laufbahn. Er eröffnete sein erstes Foto-Atelier an der Neuen Königsstrasse 2 in Berlin. Später kamen weitere Ateliers in Berlin sowie ein Atelier in Hamburg, vermutlich in Erinnerung an seine in dieser Stadt verbrachten Jugendjahre, dazu.

Am 22. Dezember 1893 heiratete er im Berliner Bezirk XI Jenny Cohn, geboren am 31. Januar 1874 zu Stolzenhagen, Kreis Nieder-Barnim, Tochter des Fleischwaren-Händlers Mendel Cohn. Als Zeugen unterschrieben der Kaufmann Sally Schönfeld, 28 Jahre und der Fleischwaren-Händler Moritz Cohn, 49 Jahre.

Dass ich im eher seltenen Besitz all dieser Daten aus meiner Familienvergangenheit bin, ist reiner Zufall. Das ganze Leben besteht ja eigentlich aus Zufällen. Vielleicht gab es in meinem Leben mehr Zufälle, als in dem von anderen Menschen. Aber das glauben wohl alle Menschen von sich und wahrscheinlich stimmt das auch. Denn wir wissen ja nicht wie das Schicksal jeden einzelnen Menschen durchs Leben führt. Und Hand aufs Herz: Wir wollen es auch gar nicht wissen, denn wir sind zu sehr mit unseren eigenen

Digitized by the Internet Archive
in 2024 with funding from
United States Holocaust Memorial Museum

https://archive.org/details/bib292788

Problemen beschäftigt. Dennoch habe ich heute das Bedürfnis aus meinem Leben zu erzählen, in der Hoffnung, es könnte die diese Zeilen Lesenden interessieren.

Bei meiner überaus kurzfristig notwendig gewordenen Flucht aus Deutschland durfte ich nur ein Gepäckstück mit auf die ungewisse Reise nehmen. Darin befanden sich einige wenige Fotografien, ein paar Kleidungsstücke, eine Identitätskarte mit Foto und einem grossen "J" auf der Vorderseite sowie 10 Reichsmark. Das war mein ganzer Besitz. Doch darauf werde ich später eingehen. Es war wirklich Zufall, dass ich alle diese Daten über die Eheschliessung der Eltern meines Vaters kenne, denn ich habe sie erst seit wenigen Jahren. Meine Tante Trude Appel fand deren Ehe-Urkunde in Israel und gab mir eine Kopie davon.

Wie schon erwähnt, gingen aus der Ehe meiner Grosseltern sechs Kinder hervor: Max, mein Vater, Paul, Erna, Fritz, Edith und Heinz. Grossvater Moritz war ein strenger und vermutlich kein sehr gerechter Vater. Denn er förderte meinen Vater stärker als alle seine anderen Kinder. So kam es, dass mein Vater schon frühzeitig seine Ausbildung als staatlich geprüfter Dentist abschliessen und kurz danach eine eigene Praxis eröffnen konnte. Das war nur dank der starken finanziellen Unterstützung durch meinen Grossvater möglich. Vater lernte eine junge, zierliche Frau, Erna Bieber, kennen. Sie war die Tochter der Schwester meiner Gross-mutter (Bieber geborene Deiler), der Frau des Bruders (Alfred Cohn) meiner Grossmutter (Jenny Appel geborene Cohn). Sie verliebten sich ineinander und heirateten Anfang 1921.

Meine Mutter war sieben Monate älter als mein Vater. Am 16. April 1922 erblickte als erstes Kind mein Bruder Willi-Wolf das Licht der Welt. Ich folgte drei Jahre später am 16. Mai 1925. Dreiundeinhalbes Jahr danach wurde am 2. November 1928 meine jüngere Schwester Ruth-Henrietta geboren. Kurz nach der Niederkunft mit Ruth erkrankte unsere Mutter schwer. Ich vermute, dass es eine Gefässkrankheit war, welche zur damaligen Zeit nicht schnell genug erkannt wurde. Sie starb am 2. Januar 1930 mit nur 33 Jahren. Ihre letzte Ruhestätte fand sie auf dem grossen jüdischen Friedhof Weissensee in Berlin.

Mein Vater war ein Mann der Tat und mit starkem Willen. So erfüllte er denn auch die grosse Aufgabe drei kleinen Kindern - Ruth war dreizehn Monate, ich viereinhalbjährig und Willi siebenjährig - Vater und Mutter zu sein, mit grossem Elan und Verständnis auf vorbildliche Weise. Er vereinte Mutter und Vater in seiner eigenen Person. Im Gegensatz zu der Meinung seiner Schwestern Erna und Edith sowie von weiteren Familienmitgliedern, genossen wir drei Kinder eine liebevolle, vernünftige Erziehung. Umgeben von Gouvernanten und Hausgehilfinnen, fehlte es uns an nichts. Viel dazu beigetragen hat der Umstand, dass die zahnärztliche Praxis und unsere Wohnräume durch einen sehr langen Korridor verbunden waren, wodurch wir ständig mit unserem Vater in Verbindung sein konnten, wenn es notwendig war.

Seine Aufmerksamkeit galt allen unseren Bedürfnissen, unserem Essen, den Hausaufgaben, der Kleidung und vielem mehr. Unvergesslich in Erinnerung geblieben ist mir, wie er eines Tages entdeckte, dass meine Hose zerrissen war und keine der Angestellten im Hause.. Da setzte er sich selbst an die Nähmaschine und in kurzer Zeit

war die Hose von meinem Vater perfekt ausgebessert. Unaufhörlich drängten einige Familienmitglieder unseren Vater dazu, sich wieder zu verheiraten. Doch er glaubte nicht daran, dass eine wirklich liebevolle Frau die Last auf sich nehmen würde, einen Witwer mit drei noch relativ kleinen Kindern zu heiraten. Die Jahre vergingen und die Familie drängte weiter auf Wiederheirat. Da erklärte mir mein Vater eines Tages, um seine Ablehnung einer Wiederheirat zu begründen, er wolle lieber keine zweite Frau haben als eine solche, welche den Ansprüchen einer liebenvollen Mutter nicht genüge. Mit anderen Worten: Er wollte lieber keine als die für uns Kinder falsche Frau.

So wuchsen wir drei Geschwister ohne Mutter auf. Zurückblickend vermisste ich kaum die Wärme und die Liebe einer Mutter, möglicherweise auch durch den Umstand, nie die Wärme und Liebe einer Mutter gekannt zu haben. In den Jahren der grossen Herausforderung, der Prüfung und der erwähnten Kritik an meinen Vater, stand stets schützend meine Grossmutter Jenny zu ihm und zu uns, Liebe und Verständnis ausstrahlend. Sie wurde zur "Grande Dame" unserer Familie und zu einer Insel der Hoffnung in den kommenden Jahren der Bedrängnisse. Die Jahre flossen dahin. Schmerzhaft und unaufhaltsam breitete sich die braune Pest des Nationalsozialismus in Deutschland aus. Die Existenzmöglichkeiten für Juden wurden stufenweise eingeschränkt. Erst verlor mein Vater die Kassen-Patienten, dann einen grossen Teil der nicht jüdischen Patienten. Die jüdischen Menschen verarmten zusehends. Auch wir mussten unsere Gürtel enger schnallen.

Langsam aber stetig verkleinerte sich unsere jüdische Umwelt durch Diskriminierungen, Verhaftungen und Auswanderungen. Das tägliche Leben wurde immer stärker eingeengt durch die ständige Hetze gegen Juden und Kommunisten. Immer öfter standen wir Inschriften wie "Juden unerwünscht" gegenüber. Wurden wir als Juden auf der Strasse erkannt, mussten wir damit rechnen, verprügelt oder mit Steinen beworfen zu werden. Glücklicherweise gingen wir in eine jüdische Schule, so dass wir während der Schulzeit geschützt waren. Der Weg zur Schule und nach Hause konnte jedoch zum Albtraum werden.

Aus dieser Situation versuchte mein Vater einen Ausweg zu finden. Das bildete für einen Witwer mit drei Kindern wahrhaftig keine leichte Aufgabe. Er entschloss sich Ende November 1937 den bescheidenen Rest seiner Ersparnisse - gemeinsam mit anderen jüdischen Leidensgenossen - durch einen Schlepper nach Holland bringen zu lassen. Sie sollten – nach einer für später in dieses Land geplanten Flucht – ihm und uns Kindern eine Überlebensmöglichkeit geben. Doch damit begann für uns alle eine grosse Tragödie: Der Schlepper, ein holländischer Lastwagen-Chauffeur, wurde von der Gestapo überlistet und gefangen genommen. Er erzählte der Gestapo alles was er wusste.

Das hatte zur Folge, dass alle Personen welche in diese traurige Geschichte verwickelt waren, verhaftet und vom Landgericht Krefeld verurteilt wurden. Das waren sechs Menschen, zwei Schlepper und drei Juden sowie eine mit meinem Vater bekannte nichtjüdische Helferin. Sie alle wurden zu einer Gefängnis- und einer Geldstrafe verurteilt, mein Vater zu zwei Jahren und zehn Monaten Gefängnis sowie zur Bezahlung von 7000 Reichsmark.

Nie werde ich den Montagmorgen vergessen, an dem sie ihn abholten! Ich war bereit für den Schulweg als es klingelte. Mein Vater öffnete die Tür. Ich hörte eine Stimme sagen: "Sind Sie Herr Appel? Dann kommen Sie mit uns". Mein Vater eilte ins Sprechzimmer und schluckte rasch ein paar Beruhigungstropfen. Danach sagte er zu mir: "Geh' in die Schule". Dann verschwand er mit diesen Männern.
Ich habe meinen Vater nie mehr wieder gesehen!
Es war ein riesiger Schock, ein schwerer Schlag, denn von nun an waren wir drei Kinder Waisen. Ruth war neun, ich zwölf und Willi fünfzehn Jahre.
Unser Schrecken war gross.

Diese Ereignisse und weitere Einzelheiten der Gerichtsverhandlung, welche zur Verhaftung und Verurteilung meines Vaters führten, sind mir heute bekannt. Das Nichtwissen um das, was sich damals ereignete, welche Umstände zu Vaters Verhaftung führten, bedrückte und beelendete mich. Mein Wissenshunger nach dem wie und warum musste unbedingt gestillt werden. So bat ich Anfang der 60iger Jahre Dr. Erich Nelson, den Anwalt der meinen Wiedergutmachungs-Antrag behandelte, sich auch mit dem Urteil der II. Grossen Strafkammer des Landesgerichts Krefeld-Uerdingen a.R., zu befassen. Dr. Nelsons Antrag um Aufhebung des diskriminierenden NS-Urteils, welche auch zur Rehabilitierung meines Vaters führen sollte, wurde abgelehnt. Die Begründung lautete: „Ein Verstoss gegen die damaligen Zollgesetze hat seine rechtliche Gültigkeit nicht verloren".

Das war also die deutsche Einsicht, Abkehr von den Ideologien des Nationalsozialismus, im Jahre 1962 zu einem Urteil vom 19. Dezember 1938. Meinem Vater war nicht Unrecht aus rassistischen Motiven geschehen, sondern er blieb auch weiterhin ein rechtmässig für zwei Jahre eingekerkerter Sträfling! Sein „Unrecht" bestand ja nur darin, dass er versucht hatte, sich mit seinen drei Kindern nach Holland zu retten! Der gesamte Wert des Schmuggelgutes betrug etwas über 1500 Reichsmark. Dieses ganze Unterfangen war so sichtbar deutlich ein Akt der Verzweiflung, dass ich wusste, dieses Unrecht durfte nicht in alle Ewigkeit so belassen werden. Dieser Gedanke begleitete mich ständig in den folgenden Jahrzehnten.
.
Darauf hoffend, dass vielleicht doch eine verständnisvollere Generation in Deutschland herangewachsen sei, wandte ich mich selbst am 3. März 1997 nochmals an den leitenden Oberstaatsanwalt des Landgerichts Krefeld, mit der Forderung um eine Rehabilitierung meines Vaters. Die Begründung des Antrags lautete: „Meine Kinder sollen nicht in Ungewissheit darüber belassen werden, ob ihr Grossvater ein Verbrecher war oder nicht".

Auf mehrmaliges Drängen, erhielt ich am 17. September 1997 endlich einen 18seitigen Beschluss vom Oberlandesgericht Düsseldorf, welcher die volle Rehabilitierung meines Vaters sowie weitere Details seiner Geschichte beinhaltete:
Er wurde am 19. Februar 1943, 46jährig, gemeinsam mit meinem lieben Bruder Willi Wolf, 21jährig, und seiner jungen Gattin Margot geborene Schindler,

19jährig, - die ich leider nie kennen lernte - mit dem 29. Transport nach Auschwitz gebracht.

Zurückkehrend zu diesem schrecklichen Tag der Verhaftung: An diesem Morgen ging ich zur Schule, so wie mein Vater mich darum gebeten hatte. Trotzdem wir täglich in Spannung mit den Deutschen, besonders mit den Nazis lebten, war mir nicht voll bewusst, was geschehen war. Omi und Tante Edith kamen von da an zu uns, um sich um uns zu kümmern, uns zu verpflegen. Sie wohnten bei uns und die Tage vergingen. Mit jedem Tag, mit jeder Woche schwand die Hoffnung Vater bald wiederzusehen. Omi, die Prachtvolle, begann sich zu organisieren. Sie fand einen jungen jüdischen Zahnarzt, mit dessen Hilfe sie wenigstens die Praxis aufrechterhalten konnte. Wie ich schon erwähnte, die Lage war schlecht. Vater hatte durch sein Judesein schon einen guten Teil seiner Patienten verloren, da die Krankenkassen die jüdischen Ärzte und Dentisten von ihren Listen streichen mussten. Somit war Vater zuletzt fast ausschliesslich von jüdischen Patienten abhängig gewesen, welche wiederum durch die Einschränkungen und Unterdrückungen der Nazis nur noch geringe Verdienstmöglichkeiten hatten.

In diese Zeit fiel meine Bar Mitzwah. Die Vorbereitungen hierfür begannen bereits ein Jahr zuvor in der Knaben-Volksschule der Jüdischen Gemeinde Berlin, Kaiserstrasse, in welche ich drei Jahre früher eingetreten war. In die öffentliche Volksschule an der Georgenkirch-strasse in der ich die ersten vier Schuljahre verbrachte, wollten jüdische Eltern ihre Kinder aus Angst vor antisemitischen Übergriffen nicht mehr gehen lassen. Der 28. Mai 1938 wurde für mich zu einem unvergesslichen Tag, dem Tag meiner Bar Mitzwah, begangen in der grossen Synagoge Oranienburgerstrasse. Ich kannte sie schon gut, da ich bereits seit zwei Jahren im Chor dieser Synagoge als Altist sang. Der Chorleiter, Herr Rosenthal, war mein Gesangslehrer in der jüdischen Schule. Da ich gerne und auch gut Solopartien in der Schule sang nahm er mich bald einmal in seinem Chor auf.

Die grosse Synagoge, die schönste und grösste Deutschlands, verfügte über eine Orgel. Herr Rosenthal war dort Chorleiter und gleichzeitig auch der Organist. Da ich mich sehr gut mit ihm verstand, durfte ich oft neben ihm an der Orgel sitzen und seinem Orgelspiel lauschen. Er war ein begeisterter Wagnerianer. Im Musikunterricht führte er uns in die Faszination der Musik von Richard Wagner ein. Der zweite Musiklehrer an unserer Schule war Herr Alt. Dieser dirigierte den Chor der Synagoge an der Heitereuterstrasse, die keine Orgel hatte.. Je nach Bedarf sang ich abwechslungsweise in der Oranienburgerstrasse und in der Heitereuter-strasse. In der letzteren begegnete ich im Prediger Josef Burg, dem späteren, langjährigen Minister des Israelischen Kabinetts. Wir trafen uns nach vielen Jahren mehrere Male in Biel und in Israel wieder.

In der jüdischen Knaben-Volksschule an der Kaiserstrasse lernte ich meinen lebenslangen Freund Adolf (Adi) Scheinmann kennen. Wir verbrachten die ganzen Schuljahre hindurch auf der gleichen Bank. Leo Kempler, gleichen Alters wie ich, ging in die Parallelklasse und Eddie Better in die nächst höhere. Wir alle sollten uns später in der Fremde wiedersehen.

Wenn ich an meine Bar Mitzwah zurückdenke, die nun ohne meinen Vati durchgeführt werden musste, dann war sie trotz aller Freude doch auch ein trauriger Tag. Omi und Tante Edith gaben einen bescheidenen Empfang für die ganze Familie, einige Freunde und meinen Religionslehrer in unserer Wohnung. Für die traditionelle Ansprache des Bar Mitzwah, die ich zusammen mit meinem Religionslehrer erarbeitet hatte, erntete ich starken Beifall. Es durfte ja nicht anders sein. Dennoch lastete die Abwesenheit unseres Vaters auf jedem Einzelnen von uns.

Am 8. November des Jahres 1938 - wie könnte ich dies je vergessen - ging ich wie gewöhnlich zur Schule. Sie lag zehn Minuten von unserer Wohnung entfernt. In meiner kindlichen Naivität achtete ich nicht auf das, was sich in dieser Nacht besonderes ereignet hatte. Ich war daran gewöhnt auf dem kleinen Platz vor unseren Wohnungsfenstern, in der Nacht und auch jeweils am Tage, die SA und andere Nazi-Schergen vorbeimarschieren zu hören, singend und schreiend zu dem Lied "und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht es dreimal so jut" oder so ähnlich. „Jut“ heisst übrigens auf berlinerisch „gut“. In meiner kindlichen Angst zog ich mir dann jeweils das Kissen über meine Ohren.

An diesem Morgen aber fand ich nun Menschen vor der Schule hin und her eilen und sah zerschlagene Fensterscheiben. Beim Eintreten in den Schulhof erblickte ich zu meinem Entsetzen, dass die sich dort befindende Synagoge zerstört war. Rauch stieg immer noch aus ihr auf. Die Lehrer, die dort zusammen standen, befahlen uns sofort nach Hause zurückzukehren. Die Synagoge war so gross und schön gewesen. Auch die Schule war ein schönes, grosses Gebäude, das 600 jüdischen Knaben Platz bot. Nach dieser Kristallnacht wurde die Schule notdürftig ausgebessert, so dass der tägliche Schulunterricht weitergeführt werden konnte. Die Synagoge hingegen war unbrauchbar geworden. Für uns Juden in Berlin und für die Juden in ganz Deutschland war, wie wir es heute wissen, diese Nacht der Anfang vom Ende des Judentums in Deutschland.

Langsam erkannten nun auch Grossmutter und Tante Edith, dass unsere Situation sich immer mehr verschlechterte. Die Praxis, das Laboratorium, die Wohnung, der Lebensunterhalt waren eine untragbare Last geworden, die es zu verkleinern galt. Der Haushalt und die Praxis wurden aufgelöst. Ein guter Teil des Praxis-Inventars, des Labors und der Möbel wurden eingelagert. Ruth und ich kamen in verschiedene Waisenhäuser. Ruth in das Auerbachsche-Waisenhaus und ich in das Reichenheimsche-Waisenhaus. Beide befanden sich in Besitz und Verwaltung der Jüdischen Gemeinde Berlin. Für Willi wurde ein Zimmer bei einer jüdischen Familie namens Lippmann, die Bekannte unserer Familie waren, gefunden. Dem Sohn der Lippmanns sollte ich später in London wieder begegnen.

Glücklicherweise fand Willi eine Arbeit bei einem wohlwollenden Nichtjuden, welcher ihn für einen angemessenen Lohn und ohne Bewilligung der Behörden (Schwarzarbeit) bei sich beschäftigte. Nach einiger Zeit fand die Kinderfürsorgerin der Jüdischen Gemeinde, dass Ruth und ich nicht getrennt sein sollten. Da Ruth in ein reines Mädchen-Waisenhaus eingewiesen worden war, übersiedelte sie ebenfalls ins Reichenheimsche-Waisenhaus.

Am Sonntag bekamen wir Ausgang. Wir durften an diesem Tag Verwandte besuchen. Mit grosser Freude gingen wir jedes Mal zu Omi und Tante Edith. Sie wohnten in einer Einzimmer-Wohnung im zweiten Hinterhof, im vierten Stock an der Waldemarstrasse 52.Omi, mit ihrer starken Persönlichkeit und Ausstrahlung, bildete das Zentrum unserer grossen Familie. So war es nicht erstaunlich, dass viele Mitglieder unserer Familie sich stets an den Sonntagen bei Omi und Tante Edith trafen. Ich möchte in Erinnerung rufen, dass den Juden in jener Zeit der Besuch und Aufenthalt in öffentlichen Gebäuden, Kinos, Restaurants und anderen mehr, verboten war, weshalb die Familiengemeinschaft an Bedeutung gewann. In meinem Gedächtnis geblieben ist, dass es an diesen Sonntagstreffen unmöglich war sich in der Wohnung zu bewegen. Man sass im kleinen Korridor, in der Küche, überall wo es irgendwie möglich war. Da plauderte man, unterhielt sich vor allem über die politische Lage und den zunehmenden Druck auf uns Juden.

Dem Direktor unseres Waisenhauses, Herrn Friedmann, gelang es nach England zu reisen. Vergebens bemühte er sich dort darum alle seine Waisenhauskinder zum gleichen Zeitpunkt nach England zu bringen. Es gelang ihm leider nicht. Wie ich später erfuhr, wollte er daraufhin versuchen jedes Kind einzeln nach England zu retten. Die Kristallnacht löste in England eine Welle des Unbehagens aus, wie ein schreckliches Erwachen nach einem tiefen Schlaf. Jüdische Organisationen, Quäker und andere, ersuchten die Regierung jüdische Menschen zu retten, gleich welche und wie. Auf Druck dieser Institutionen erliessen die Verantwortlichen dann ein Gesetz, dass Kinder nach England gebracht werden durften, vorausgesetzt eine Gastfamilie, die für jedes Kind die Summe von 50 Pfund hinterlegen musste, konnte gefunden werden. - Dies erfuhr ich erst viele Jahre später nach Kriegsende -.

Dies war für viele das Startzeichen zu handeln, ohne auch nur einen Tag zu verlieren. Kindertransporte wurden organisiert, Gastfamilien und Bürgen gesucht, Geld gesammelt und so insgesamt immerhin beinahe 10 000 Kinder bis Kriegsanfang nach England gerettet.

Es gelang Herrn Friedmann mit Hilfe der Flüchtlingsorganisation Bloomsbury House die notwendigen Bedingungen für Ruth und mich zu erfüllen. Geplant war, dass Ruth und ich im April oder Mai 1939 gemeinsam mit einem dieser Transporte nach England reisen sollten. Alles schien zu klappen. Doch dann kamen kurz vor dem bereits angesetzten Datum der Abreise meine Papiere abhanden. So musste Ruth ohne mich nach England reisen. Der Platz für die Kinder im Waisenhaus wurde eng und da ich kurz vorher aus der jüdischen Knabenvolksschule entlassen worden war, beschloss die Jüdische Gemeinde, mich bei einer jüdischen Familie gegen eine bescheidene Bezahlung unterzubringen. Ein weiterer Schulbesuch oder andere Verpflichtungen waren für mich nicht vorgesehen. So musste ich nun eine Beschäftigung, Arbeit finden.

Meinem lieben Bruder Willi, welcher sich bewundernswert um Ruth und mich kümmerte, gelang es mich an seinem Arbeitsort - ebenfalls schwarz - für ein bescheidenes Taschengeld unterzubringen. Die Arbeit in der Fabrik war für mich ein

kleiner Sonnenstrahl in dieser trüben Zeit. Ich hatte grosse Freude an der Arbeit die mir zugeteilt wurde, da ich bohren, sägen, biegen und vieles mehr durfte, mithelfen konnte Maschinen zu bauen, die in der Bettmatratzen-Industrie benötigt wurden. So war ich in der glücklichen Lage einen guten Teil meines Lohnes zu sparen, in der Hoffnung, mir eines Tages damit ein Akkordeon kaufen zu können. Bruder Willi verwaltete mein Gespartes gewissenhaft bis zu dem Tag, an welchem ich dann endlich ein einfaches Akkordeon mein eigen nennen konnte. Ich fühlte mich stolz und dennoch beschämt. „Wie konnte Klaus nur", so sprachen einige meiner Tanten und Verwandten, „sich in dieser schweren Zeit ein Akkordeon kaufen." Die einzigen Ausnahmen von dieser Kritik waren Omi und natürlich Willi. Aber ich musste doch versprechen, diese unverständliche Anschaffung diskret für mich zu behalten.

Die politische Spannung stieg von Tag zu Tag und meine Hoffnung nach England, zu Ruth zu kommen, verringerte sich ständig. Ungeduldig wartete ich auf den heiss ersehnten Telefonanruf: "Klaus, pack' deine sieben Sachen und melde dich bei der Sammelstelle". Auf Rückfrage beim jüdischen Gemeindebüro an der Oranienburgerstrasse hiess es immer wieder: "Der Antrag wurde neu gestellt. Wir müssen uns gedulden". Dann endlich kam der langerwartete Anruf: "Nächste Woche gibt es wieder einen Kindertransport." Es sollte nicht dazu kommen, denn in dieser Woche wurde die General-Mobilmachung ausgerufen, was jeglichen privaten Verkehr verunmöglichte. Damit schwand meine letzte Hoffnung dieser mörderischen Hölle zu entfliehen. Die Strassen waren leer, nur Militärfahrzeuge rollten vorbei. „Alles gegen Osten", hiess die Parole. Ich war schon gross genug um den grausamen Sinn dieser Worte zu verstehen. „Dein Schicksal ist besiegelt", dachte ich, als ich nach Hause zu meinen Pflegeeltern zurückkehrte. Sollte es doch noch anders werden? Eine Nachricht erwartete mich: "Es wird versucht einen reduzierten Kindertransport von älteren Kindern zusammenzustellen, in der Hoffnung diesen noch über die Grenze zu bringen. Das Gepäck darf nur aus einem Koffer bestehen, welchen die Kinder notfalls selber tragen müssen, eine Kennkarte (sie war mit dem berüchtigten „J" versehen) sowie 10 Reichsmark.. Treffen an der Sammelstelle am folgenden Tag."

Sofort verständigte ich meinen Bruder Willi (17 Jahre), der mir versprach mich zur Sammelstelle zu begleiten. Darauf musste ich Abschied nehmen von Omi und Tante Edith und es ging los! An der Sammelstelle stand ein Bus, Eltern, welche ihre Kinder liebkosten, Gepäckstücke und Beamte der Jüdischen Gemeinde. Ich hatte den Eindruck die Kinder waren sich, so wie ich, nicht bewusst was ihnen bevorstand. Den Eltern hingegen stand in die Gesichter geschrieben, dass dies ein Abschied für immer sein würde.

Als ich mich vorstellte und meinen Koffer und natürlich mein Akkordeon abgeben wollte, wurde letzteres abgewiesen. Alles Bitten half nichts. Auf eine solche Reise konnte kein Akkordeon mitgenommen werden. Mein Bruder würde es mir ganz bestimmt nachsenden... Nach diesem Versprechen trennte ich mich von meinem lieben Bruder Willi - und dem Akkordeon. Wir sollten uns niemals mehr wiedersehen.

Der Bus fuhr uns zu einem Bahnhof in Berlin. Von dort ging es weiter nach Köln. Wir waren eine Gruppe von 60 Jugendlichen, Knaben und Mädchen von cirka elf bis vierzehn Jahren. Ich gehörte zu den ältesten. In Köln angekommen, wusste niemand wie es weitergehen sollte. Ratlosigkeit befiel uns alle. Vorläufigen Aufenthalt fanden wir im Gemeindezentrum der Jüdischen Gemeinde Köln. Aber wie sollte es weiter gehen? Langsam verstanden wir unsere Lage: Ein Bus sollte bereit stehen, um uns weiter zu befördern. Doch wo war er? Wann würde er kommen? Unsere Begleiter waren nervös und auch ich wurde sehr nervös.

Sollte unsere Reise hier enden? Wir verbrachten die Nacht so gut es ging auf dem Boden oder sonst irgendwo. Ungeduldig warteten wir und dann endlich stand der rettende Bus vor dem Haus. Es war ein kleiner Bus, nicht das neueste Modell, aber er war da! Wir waren immerhin 60 Kinder plus Gepäck. Eine energische Dame erwartete uns und stopfte uns - im wahrsten Sinne des Wortes - in den Bus, die kleineren Kinder auf die Bänke beim Fenster, die grösseren in den Gang. Das Gepäck von 60 Koffern wurde auf dem Dach befestigt und so ging es los auf eine ungewisse Reise. Von den Betreuern reiste nur diese Dame mit uns und natürlich der Chauffeur. Wir merkten bald, dass diese beiden holländisch miteinander sprachen.

Es war eine gespenstische Nacht und eine ungeheuere Spannung lag in der Luft. Wir waren alt genug um zu verstehen, was auf dem Spiel stand. Werden wir es schaffen oder nicht? Wir wussten, jeden Moment wird der Krieg beginnen. Das Radio informierte schon seit einer Woche ständig die Bevölkerung: Ultimaten, Drohungen, Generalmobilmachung, Sperrung des öffentlichen Verkehrs. Es musste ein Wunder geschehen! Wir fuhren durch die dunkle Nacht. Niemand wagte ein Wort zu sprechen. In stärkeren Kurven sackte der Bus ab. Wir hörten ein reibendes Geräusch. Der Bus war so stark überladen, dass die Räder die Karosserie berührten. Mehrere Male stand das Gefährt still. Dann hatten wir uns verfahren. Es wurde nach dem Weg gefragt, wo man nur konnte. Der Bus drehte mehrere Male. Es kam mir so vor, als befänden wir uns auf einer Irrfahrt, würden ziellos hin- und herfahren, uns vielleicht sogar im Kreise drehen.

Und plötzlich waren da Lichter auf der Strasse. Der Chauffeur musste anhalten. Die Dame sprach längere Zeit mit Soldaten. Absolute Ruhe herrschte im Bus. Plötzlich öffnete sich die Tür und das Licht im Inneren wurde angezündet. Zwei Grenzsoldaten stiegen ein, oder vielleicht waren es auch nur einfache Soldaten. Ich weiss es nicht mehr. Die Dame sprach mit ihnen. Ich weiss nicht mehr was. Der Schrecken sass uns allen in den Gliedern. Wir waren wie paralysiert. War dies das Ende unserer Reise, unserer Flucht aus der Hölle? Das Gespräch an der Tür ging weiter. Mir erschien es wie eine Ewigkeit, endlos. Dann herrschte plötzlich eine eiserne Stille. Der erste Soldat sah uns direkt ins Gesicht und sprach laut: "Das sind ja nur Judenkinder", drehte sich um und verliess in grosser Eile den Bus. Es hatte den Anschein, als fliehe er vor einer ansteckenden Krankheit wie der Pest. Nur Judenkinder waren wir! Das war das letzte böse Wort, die letzte Diskriminierung von einem deutschen Menschen auf deutschem Boden gegen uns. Die Fahrt ging weiter bis zum nächsten Halt. Die Dame sprang hinaus. Nach einiger Zeit kam sie zurück und die Fahrt ging weiter. Dies war unser letzter Stop in diesem teuflischen Land! Wir passierten danach die Grenze nach Holland, wie man uns sagte.

Von Müdigkeit geplagt, konnten wir es kaum fassen. Die Busfahrt endete vor einem grossen Schiff. Es war die Fähre welche uns nach England bringen sollte, von Hook van Holland nach Harwich.

In Erinnerung an diese Albtraumfahrt blieb mir noch, dass diese Dame, unser "Engel" mehrfach ein Telefon suchte und dieses dann auch endlich fand. Später erfuhren wir, dass sie mit jemandem von der Fähre – vermutlich mit dem Kapitän - in Hook van Holland sprach, und darum bat, auf uns zu warten. Das geschah auch! Erst später in meinem Leben erfuhr ich, dass dieser Engel **Gertruida Wijsmuller-Meijer** hiess, Holländerin war, und dass sie mit einem gemieteten Bus mit Chauffeur von Holland her anreiste, um uns zu holen, zu retten. Auch wurde mir dann bekannt, dass diese wertvolle Frau ohne Zögern, Adolf Eichmann – den später berüchtigten Beauftragten zur „Endlösung der Judenfrage“ – aufsuchte, um für das Geleit von 600 Kinder zu erbitten. Es gelang ihr auch. Für diese und weitere mutigen Taten wurde sie nach den Wirren des Krieges von der holländischen Königin geehrt.

Ohne Formalitäten jagte man uns auf das Schiff und schon stach die Fähre in die offene See. Endlich konnten wir uns entspannen und bekamen zu essen und zu trinken. Ich war zu aufgeregt um schlafen zu können und ging an Deck. Es war meine erste Fahrt auf einem grossen Schiff. Dort sass ich nun. Ein Herr sprach zu mir und zeigte in die Ferne. Ich sah Land, eine Küste, klein aber deutlich und er wiederholte: "England, England". Erst in diesem eindrücklichen Moment verstand ich: Wir waren gerettet! Es war früh am Morgen und bald sollten wir in Harwich an Land gehen, in England, im Land unserer Zukunft.

Die politische Spannung hatte sich verschärft. Deshalb wurden wir zuerst in ein Flüchtlingslager in Ipswich gebracht. Am darauf folgenden Tag ging es in einer kleinen Gruppe nach London, zur Flüchtlingsorganisation Bloomsbury House, weiter. Dort angekommen, weigerten sich die Fürsorge-Beamten mich nach Selsey weiter zu befördern und so führte mich eine beherzte Dame zum Bahnhof, setzte mich in einen Zug und sprach zu den Mitreisenden in einer Sprache welche ich damals nicht verstand. Mir gab sie in deutscher Sprache zu verstehen, man werde mich nach einiger Zeit am Zielort aus dem Zug schicken.

Die Zugfahrt wurde zu einer Reise in die Dunkelheit. Kein Licht brannte. Ich konnte kaum die Gesichter der Mitfahrenden erkennen. Es war, wie ich später lernen sollte: "Lights out". Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Die Deutschen marschierten in Danzig und dann in Polen ein. Es war der 1. September 1939. Von diesem Tag an sollte auf den Britischen Inseln kein helles Licht mehr erstrahlen. Aus "Lights out" wurde später "Black out" und so sollte es bleiben für sechs lange Jahre.

Ich sass in dem dunklen Zug, eingequetscht zwischen den Passagieren, und wagte kaum mich zu rühren. Nach einiger Zeit wurde ich endlich aus dem Zug geschickt und stand alleine auf einen dunklen Bahnsteig. Ich wartete. Plötzlich fühlte ich eine Hand auf

meiner Schulter. Ich starrte in die Höhe und blickte in ein schwarzes Gesicht. Noch nie hatte ich einen schwarzen Menschen so nahe gesehen. Ich erstarrte vor Überraschung, da ich das nicht erwartet hatte. "If you are Klaus Appel, come" waren seine Worte. Er führte mich zu einem Auto und gab mir ein Zeichen einzusteigen. Wir fuhren fort. Alles war so dunkel. Nach einiger Zeit bat er mich auszusteigen, nahm meinen Koffer und führte mich in eine Holzbarakke. In dieser befanden sich einige Erwachsene. Zum Glück sprach einer deutsch. Er erklärte mir, dass in Anbetracht der ungewissen politischen Lage, eine Reise an die Küste von Sussex jetzt nicht möglich sei und ich bis zu einem geeigneten Zeitpunkt in diesem Lager bleiben müsse.

Das Flüchtlingslager erwies sich bald als das selbe Lager das ich am Morgen verlassen hatte, nämlich Ipswich. Dort fand ich den grössten Teil meiner Reisgruppe wieder. Das half mir meine kurze Einsamkeit zu überwinden. An das Leben in einem Waisenhaus gewohnt, konnte ich mich schnell an die neue Situation anpassen. Es war ein einfaches Barackenlager, vermutlich eine ehemalige Armee-Kaserne. Mir war alles gleich. Ich war aus dem feindlichen Deutschland gerettet. Das war für mich das Wichtigste. Hier musste ich lernen meinen Gürtel nochmals enger zu schnallen. Am Anfang war zu wenig Essen vorhanden. Mit dem Versprechen, das Brot werde schon noch kommen, wurden wir getröstet. Die Tage vergingen. Gegen Ende der zweiten Woche wurde ich ins Büro gerufen. Zu meiner grössten Überraschung wartete dort meine kleine Schwester Ruth, in Begleitung einer grauhaarigen, schlanken Dame mit einem jungen Gesicht, sowie eines strammen, gutaussehenden Mannes, mittleren Alters.

Mit dem Auto von Selsey/Sussex an der Südküste angereist, wollten sie mich dorthin mitnehmen. Meine Freude darüber war unermesslich. Sie sollte in Enttäuschung versickern. Denn im Lager war die Diphtherie ausgebrochen und deshalb wurde es von den zuständigen Behörden unter Quarantäne gestellt . Den Kontakt zu meiner Schwester untersagte man mir. Es gab momentan kein Entrinnen von diesem Ort. So verliessen meine Schwester Ruth, Miss Pyke und Mister Goodman - wie ich später ihre Namen kennen lernte - unverrichteter Dinge und enttäuscht das Lager. Ungeduldig erwartete ich die Beendigung der Quarantäne. Gegen Ende der vierten Woche meines Aufenthaltes wurde sie aufgehoben, da es keine neuen Krankheitsfälle mehr gab. Nochmals kamen diese drei Unentwegten wieder um mich abzuholen. So unendlich froh war ich mit meiner Schwester gemeinsam nach Selsey reisen zu dürfen! Es sollte eine Reise von dreieinhalben Stunden werden. Dort angekommen, wurde ich von Ruth getrennt und einer Gastfamilie übergeben, welche in einem typischen englischen Reihenhaus, mit dem Namen "Rosedene", an der Hauptstrasse wohnte. Das waren also die Leute welche für Ruth und für mich eine Garantie unterschrieben hatten und somit eine Sorgepflicht für uns beide übernahmen.

Um die Entwicklung meines Lebens in den nächsten Monaten besser verfolgen zu können, muss ich die Geschichte meiner Schwester Ruth seit ihrer Ankunft in England kurz schildern. Diese war wiederum fest verknüpft mit dem Erlass der englischen Regierung über die Aufnahme jüdischer Kinder und den diesem entsprechenden Aktivitäten der wichtigsten Flüchtlings-Organisationen.

Die Kristallnacht vom 9. November 1938 erschütterte die ganze Welt dermassen, dass die Flüchtlings-Organisationen die englische Regierung dazu bewegen konnten, Kinder in England aufzunehmen, vorausgesetzt es konnten Gastfamilien gefunden werden, welche die Bürgschaft für eines oder mehrere dieser Kinder übernehmen wollten. Helfen wollen liegt in der Natur vieler Menschen. Diese „Menschen guten Willens“ setzen sich aber oft unter-schiedliche Ziele. Nicht anders war es als das Leid und die Gefahr der Juden Deutschlands sehr spät erkannt wurde. Diejenigen, welche helfen wollten, taten dies auf jeweils ihre Weise, je nach ihrem Wissen und Gewissen und nach ihren Möglichkeiten. Erst heute, nach bald 60 Jahren erfuhr ich, dass zusätzlich zur Garantie einer Aufnahme auch eine Summe von 50 Pfund pro Flüchtlingskind hinterlegt oder garantiert werden musste. (in der damaligen Zeit ein beachtenswerter Betrag). Es gab englische Familien die spontan beide Verpflichtungen erfüllten. Andere hingegen waren nur gewillt das Geld zu geben: „Geld ja, aber kein Kind bei mir“. Und es gab diejenigen, die eine Aufnahmegarantie mit den Geldspenden eines Anderen leisteten, was bei Ruth und mir der Fall war. Es war eine stellenlose Arbeiterfamilie, die fragwürdige Familien- und Beziehungsverhältnisse untereinander hatte und einen schlechten Ruf in Selsey, diesem kleinen Dorf in West Sussex am Englischen Kanal.

Ruth kam zehnjährig, im April 1939 zu dieser Familie, allein, ohne mich.. Sie war sehr unglücklich. Kein Wort Englisch sprechend, fern von Zuhause, in einer für sie eigenartigen und unbehaglichen Umgebung, war sie sehr bedrückt. Der Zufall wollte es, dass in diesem Dorf ein deutsches Hausmädchen bei der Schuldirektorin der lokalen Schule angestellt war. Dieses hörte von einem deutschen Flüchtlingskind bei jener dubiosen Familie und aus Mitleid nahm sie Ruth tagsüber zu sich in die Küche, natürlich mit Erlaubnis der Hausherrin. Das ging sehr gut. Ruth hatte zu essen, konnte sich mit dem deutschen Hausmädchen unterhalten, lernte Englisch und anderes mehr. Jedoch abends, wenn die Zeit kam über Nacht zur Gastfamilie zurückzukehren, gab es bittere Tränen, bis die Hausherrin Miss S. Pyke kurz entschlossen Ruth bei sich, in ihrem Haus schlafen liess. Diese nur für vorübergehend gedachte Unterbringung sollte ein Leben lang währen. Das deutsche Hausmädchen wurde, als die politische Situation sich weiter zuspitzte, von ihrer Familie nach Deutschland zurückgerufen. Ruth und sie sollten sich niemals mehr begegnen.

Nun wieder zurück zu mir: Ich kam jetzt also auch zu Ruths früherer Gastfamilie, bekam ein kleines Zimmer und zu essen. Meine Schwester, welche jetzt schon fest bei Miss Pyke wohnte, durfte ich besuchen. Ich konnte mich als Vierzehjähriger mit dieser Situation abfinden. Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich bei meiner Gastfamilie, dass sie fleissig packten. Ein Wegzug stand anscheinend bevor. Wohin sollte es gehen? Ich habe es nie erfahren. So gut ich konnte verständigte ich Miss Pyke von diesen Umzugsvorbereitungen. Ihre Reaktion war eindeutig: "Du bleibst bei mir bis eine Lösung für dich gefunden wird!" Inzwischen war ein Möbelwagen vor Rosedene vorgefahren, alles wurde aufgeladen und nach kurzer Zeit verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Mit ihrem Verschwinden hatte unsere Gastfamilie viele ihrer Probleme gelöst. Sie hinterliessen Schulden - und mich.

Miss Pyke und Mister Goodman (keine Juden) waren wunderbare und wertvolle Menschen. Sie kümmerten sich, zusätzlich zu meiner Schwester, verantwortungsbewusst auch um mich. Im Zeitungsgeschäft von Mrs. Wiseman verschafften sie mir einen Job. Dort sollte ich mithelfen und jeden Tag die Zeitungen austragen. Mit einem speziellen Fahrrad - vorne ein kleines Rad mit grossem Gepäckträger für die Zeitungen und hinten ein normales Rad - ging ich bei Wind und Wetter jeden Morgen auf die Runde. Ich kann mich noch gut erinnern: eines Tages blies der Wind sehr stark vom Meer und hob das Fahrrad hoch. Ich fiel und landete auf der Seite! Für meine Arbeit erhielt ich eine bescheidene Entlöhnung, welche ich gewissenhaft Miss Pyke übergab und von der ich wiederum ein kleines Taschengeld erhielt. zum Beispiel fürs Kino.

Nach einiger Zeit vernahm Miss Pyke von der Gründung einer kleinen Werkstatt, welche Rücklichter für Fahrräder herstellte. Wegen dem Kriegsausbruch mussten erstmals Fahrräder mit leuchtenden Rückstrahlern versehen werden, um im Black out nicht von hinten angefahren zu werden. Ich wurde dort eingestellt und bekam mehr Lohn als vorher. Nach einiger Zeit wurde ich sogar befördert. (Siehe Schreiben der Firma "Q" Manufacturers, Selsey-Sussex).

Es war mir bewusst, dass der Aufenthalt in Selsey bei Miss Pyke keine Zukunftslösung für mich sein konnte. Um mir weiter zu helfen nahm Miss Pyke in ihrem guten Willen mit der Flüchtlingsorganisation Bloomsbury House Verbindung auf. Gemeinsam besuchten wir auch einen reichen Juden in Selsey und baten ihn etwas für mich zu unternehmen, jedoch vergeblich. Später gab es dann für alle Ausländer von der Regierung eine Sperrzone von fünf Meilen an der Küste, in der sie sich nicht aufhalten durften. Einige Monate vergingen. Die Lösung kam vom Bloomsbury House, das mich in eine Landwirtschaftliche Schule bei Wallingford, in der Nähe von Oxford, steckte. Nun hiess es Abschied nehmen von Ruth, Miss Pyke und Mister Goodman. Mein Abschiedsgeschenk für sie war mein Lohn welchen Miss Pyke gewissenhaft Woche für Woche für mich auf die Seite gelegt hatte! - Nun würde ich also Landwirt werden, dachte ich anfangs. Es sollte aber alles anders kommen.

In Wallingford angekommen, verstand ich bald warum ich dorthin geschickt worden war: Bloomsbury House hatte mir ein Zuhause gefunden! Die Schule war ein Heim für schwer erziehbare Jugendliche. Der Schwiegersohn des Anstaltsdirektors erwies sich als ein richtiger Deutscher, vermutlich ein Nazi, und war verantwortlich für eine Anzahl von Flüchtlingsjungen. Diese hatte man in provisorischen Holzbaracken untergebracht. Damit war das Problem meiner Zukunft für die Flüchtlingsorganisation Bloomsbury House gelöst. In der Landwirtschaftlichen Schule mussten wir viel arbeiten. Die Arbeitseinteilungen und Rotationen wurden angeschlagen: Kuhstall misten, pflügen auf dem Felde mit Doppelgespann, dreschen, hacken, melken, die Stiere versorgen, auswärtigen Farmern aushelfen und so weiter und so fort. Das alles waren Arbeiten die ich noch ganz gerne ausführte.

Das Leben in den Holzbaracken war jedoch ungemütlich, eng und kalt. Geheizt wurden sie mit einem kleinen Holzofen, an dem wir uns am Abend wärmten. Ich erinnere mich noch gut daran, meinen Waschlappen abends nass über meinem Bett aufgehängt zu haben

um ihn am Morgen gefroren wieder ab zu nehmen. Das Essen, welches wir gemeinsam mit den englischen Jugendlichen im Esssaal einnahmen, war einfach und zu wenig. Es wurde jedes Mal mit einem Gebet eingeleitet: "Lord give us our daily bread and forgive us for our sins." Der Hunger sollte uns stets begleiten. Wir waren jung und hatten einen guten Appetit. Wir stahlen deshalb auf dem Feld Kartoffeln und dämpften sie auf dem Ofen. Auch versuchten wir mit selbstgebastelten Fallen Kaninchen zu fangen. Das war ein mühsames Unterfangen, denn selbst wenn wir eines gefangen hatten, blieb das Problem des Kochens und/oder Bratens bestehen, das sich nicht so einfach lösen liess.

Für mich geschah ein Wunder, als ich eines Tages Schokolade von Miss Pyke erhielt. Ich versteckte sie sofort sorgfältig in meinem Fach über der Öffnung. Sie sollte mir als Notproviant dienen. Nach mehreren Wochen entschloss ich mich diese Notreserve anzubrauchen. Doch gross war die Enttäuschung: Die Schokolade war grau und ungeniessbar geworden. Meine Vorfreude auf einen Leckerbissen verflog!!

Die Tage und Monate vergingen. Unsere Ausbildung bestand aus verschiedenen Aufgaben. So wurden mir zum Beispiel zwei friesische Arbeitspferde anvertraut, das hiess morgens früh aufstehen, den Stall putzen, "meine" Pferde reinigen, bürsten und kämmen. Nach einer Frühstückspause musste ich die Pferde für verschiedene Arbeiten einsetzen: vor einen Wagen spannen, mit ihnen aufs Feld fahren, den Wagen mit Heu beladen und dieses später im Schuppen wieder abladen. Zusammen mit anderen Pferden mussten schwere Lasten verschoben werden, wie Dreschmaschinen und ähnliches. Auch mussten wir für einige Zeit die Felder pflügen. Das bedeutete täglich viele Kilometer zu Fuss zurück zu legen, den Pflug zu führen und gleichzeitig die beiden Pferde in Schach zu halten. Nach einiger Zeit des gegenseitigen Kennenlernens entwickelten sich eine gewisse Zutraulichkeit und Beziehung zwischen mir und diesen Tieren. Das entschädigte mich ein wenig für die harte Arbeit, welche wir verrichten mussten.

Ähnlich erging es mir auch während der Zeit, in der ich im Kuhstall arbeiten musste. Diejenigen, welche die Kühe vom Felde holen sollten, mussten schon früh am Morgen aus den Betten. Morgens um fünf Uhr ging es hinaus in die dunkle Nacht. Die Milchkühe, die schon ungeduldig am Rande des Feldes auf uns warteten, wurden zurück in den Stall geführt, damit sie gemolken werden konnten. Der Weg vom Stall zu den Feldern war oft mehrere Kilometer lang. So mussten wir mit bis zu zwei Stunden rechnen, um die vielen Kühe in den Stall zu bringen. Es war Krieg. Deshalb konnten wir keine Laternen mitnehmen. Eine kleine Taschenlampe war alles, was wir gebrauchen durften um den Weg zu erhellen. Dann ging es ans Melken, natürlich von Hand. Zuvor wurden die Kühe gefüttert, gewaschen - damit kein Schmutz in den Milchtrog fallen konnte - gemolken und danach wieder zurück auf das zugeteilte Feld geführt. Zurück im Stall – wieder nach mehreren Kilometern hin und zurück – musste ich den Stall ausputzen und den Kot aufschichten. Am Nachmittag wiederholte ich dann diese Tätigkeiten nochmals in der selben Reihenfolge.

Für eine Weile wurden mir die Stiere anvertraut, da mein Vorgänger im Spital gelandet war. Einer dieser teuren Stiere hatte ihn angegriffen und verletzt. Meine neue Aufgabe bestand nun darin - ausser Stallputzen und sie zu füttern – ihnen stierige Kühe

zuzuführen, damit sie diese deckten. Einer der beiden Stiere war jung, der andere alt. Mit dem jungen hatte ich keine Mühe. Immer zu Sex bereit, sprang er voller Begeisterung auf die Kuh und liess sich anschliessend gut gelaunt wieder zurück in seine Box begleiten. Mit dem alten Stier aber hatten wir Probleme, da ihm die Lust am Sex schon vergangen war. Da es sich bei ihm jedoch um ein ganz edles, teures Tier handelte, musste er trotzdem weiter machen. Aus Sicherheitsgründen sollten die Stiere während der Begattung mit einem Stab am Nasenring gehalten werden. Beim jungen war das kein Problem. Er war so voller Leidenschaft, dass er den Stab nicht beachtete. Mit dem alten Stier war das anders. Bald einmal erkannten wir, es ging nur ohne Stab am Nasenring. Normalerweise verlief dann alles gut. Einmal sollte es dennoch anders kommen. Nach einer längeren Wartezeit verlor ich die Geduld und entschloss mich dazu zu handeln: Ich ging mit meinem Stab in den Hof, um den Stier am Ring wieder in seine Box zurückzuführen. In meinem jugendlichen Elan traf ich diese Entscheidung ohne die Zustimmung des alten Stiers. Anstatt mir zu folgen versuchte er kurzerhand mich auf seine Hörner zu spiessen. Er presste mich mit der Stirne zwischen seinen Hörnern gegen die Wand und versuchte mir eines seiner Hörner in den Unterleib zu bohren. Wie durch ein Wunder entkam ich in letzter Sekunde aus dieser gefährlichen Lage. Bis zum heutigen Tag kann ich mich in meinem Gedächtnis nicht von der Erinnerung an diese Gefahr befreien!

Und wieder waren Monate vergangen. Die Arbeit war abwechslungsreich. Physisch gab es keine Probleme. Die Farmer aus der Umgebung waren begeistert von unserem Einsatz, im Gegensatz zu dem der anderen Zöglinge in unserer Anstalt. Diese waren ja schwer Erziehbare. Dort herrschte unter anderem. die Prügelstrafe! Dennoch erkannten die Farmer, dass wir nie mit dem Boden, mit der Erde verbunden sein würden.

Mein Wunsch war es nach London oder anderswo hin zu ziehen, eine andere Arbeit zu verrichten, egal welcher Art. Das Leben auf dem Lande, in dieser Anstalt, war alles andere als befriedigend. Meinem ständigem Drängen beim Erzieher, Betreuer gaben sie schliesslich nach. Im Einverständnis mit Bloomsbury House fand ich dann Aufnahme in einem "Youth Hostel" für Flüchtlinge in London. Der Verantwortliche für dieses Heim war ein junger Engländer, ein CO - Contentious Objector - welcher von einem Tribunal vom Militärdienst befreit wurde. Dieses Spezialtribunal stellte sehr hohe Anforderungen. Gute Argumente mussten vorgebracht werden, um vom Militärdienst befreit zu werden, zum Beispiel überzeugende ethische Gründe, die den jeweiligen Menschen davon abhielten - trotz Krieg -einen anderen Menschen zu erschiessen, zu töten. Interessant ist, dass schon damals, Ende der Dreissigerjahre, in England die betroffenen Behörden Respekt für diese Menschen zeigten.

Als Ersatz für den Militärdienst mussten die Kriegsdienstverweigerer Sozialarbeit leisten. Im vorliegenden Fall war es die Leitung dieses Flüchtlings-Hostels. Das Hostel befand sich in einem der unzähligen Reihenhäuser in Hampstead. Es wurde gut geführt. Wir hatten unsere Freiheit und konnten unser Leben gestalten wie wir wollten. Im Hostel begegnete ich meinen Schulkameraden Adi Scheinmann wieder. Wir sassen auf derselben Schulbank in der Jüdischen Knaben-Volksschule, Kaiserstrasse, in Berlin. Da er damals nicht weit von mir wohnte, besuchte ich ihn oft, kannte seine ganze Familie,

Mutter, Geschwister, Vater und Grossvater sehr gut. Unsere Freundschaft besteht bis zum heutigen Tag!

Es war Krieg. Die grösseren Städte Englands wurden ständig von Görings Luftwaffe mit Bomben beschossen. Frauen, Kinder und Greise evakuierte man deshalb von London hinaus aufs Land. Die jungen Männer leisteten Militärdienst. So war es leicht einen Job zu finden, aber welchen? In unserem Kreis sprach es sich schnell herum: Um ohne jegliche Erfahrung zu einem Lebenskosten deckenden Lohn zu kommen, kam nur die Arbeit bei einer Hausabbruch-Firma in Frage, die gerade Leute suchte. Und wirklich fanden Adi, ich sowie einige weitere Kameraden bei dieser Firma sofort eine Anstellung. Der Lohn ermöglichte es uns möblierte Zimmer zu mieten und uns selbst zu ernähren. Von Bloomsbury House kam keine Opposition, im Gegenteil, sie waren zufrieden nicht länger für uns sorgen zu müssen!

Unsere Arbeit bestand darin von Bomben beschädigte Häuser von Hand abzubrechen, wieder verwendbare Steine zu reinigen und aus den Grundmauern der Häuser Reserve-Wasser-tanks zu bauen. Noch nicht l6 Jahre alt, standen wir auf unseren eigenen Beinen. Wir wussten uns zu organisieren: Wir teilten Zimmer zu zweit oder zu dritt, kochten gemeinsam oder einzeln, genossen die Abende und die Wochenende unserer geschenkten Freiheit, lebten ein wahres Bohemien-Leben. Gleichzeitig lernten wir mit dem Krieg zu leben, mit dem Fliegeralarm, dem Pfeifen der deutschen Bomben, den Explosionen, den Flagabwehrgeschützen, den fallenden Schrapnellen der Anti Aircraft Guns, den starken Scheinwerferlichtern, den Anti Aircraft Balloons, mit den Soldaten, mit den Luftschutzkellern, der Zuflucht in den Untergrund-Stationen und so weiter und so fort. Wir hatten viel Glück, denn uns traf keine Bombe. Wir hatten aber einige nahe Einschläge.. Das Haus eines Kameraden wurde seitlich von einer Bombe getroffen und stürzte in sich zusammen. Da sich sein Zimmer im obersten Stockwerk befand, wurde er aus den Trümmern gerettet. Ich sollte ihm später im Hampstead Hospital wieder begegnen, da mein gebrochener Fuss für kurze Zeit dort gepflegt wurde.

Meine Einreise in England erfolgte mit einer Kennkarte auf welcher stand:

> Klaus Israel Appel, geb. 16.05.25 zu Berlin
> Staatsangehörigkeit: Staatenlos
> Das Passfoto war gestempelt und mit einem grossen "J" versehen.

Alle Flüchtlinge, welche mit einem deutschen oder staatenlosen Papiere nach England flüchteten, wurden interniert oder - wie ich - vor ein Tribunal gestellt. Dieses entschied über Internierung oder Freiheit. Der Richter fragte mich welche Nationalität ich besässe. "Staatenlos", war meine Antwort. "This cannot be" erwiderte er. "Surely you were born somewhere? Berlin is in Germany, therefore you must be German" Er schaute mir in die Augen und erkannte, dass ich gar nicht so "German" aussah und liess mich gehen, mit der Bemerkung, ich sollte mich nicht näher als fünf Meilen bei der Küste aufhalten. Damit wurde mir die Internierung erspart. Internierung hätte Isolierung bedeutet, auf der Isle of Man, in Kanada oder Australien. Eine grosse Anzahl von Flüchtlingen wurde auf die lange Reise bis nach Australien geschickt, durch die deutsche U-Boot-Blockade

hindurch, wobei die Engländer grosse Verluste erlitten. An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass viele von diesen jüdisch-deut-schen Internierten wieder den Weg zurück nach England fanden.

Die Engländer hatten bald einmal den Unsinn der Internierung jüdischer Flüchtlinge erkannt, mussten aber der Gefahr der Spionage vorbeugen. Trotzdem begann man langsam diese jüdischen Flüchtlinge von den anderen zu trennen. Sie erhielten die Möglichkeit sich freiwillig als Pionier bei der Englischen Armee zu bewerben. Das bedeutete in die Armee eingegliedert zu sein, ohne eine Waffe zu tragen und nur allgemeine Arbeiten auszuführen. Nach England zurück gekommen fanden sie meist Anerkennung für ihren Dienst in der Armee. Sie kannten den wahren Sinn dieses abscheulichen Krieges ja auch wahrhaftig besser als ihre englischen Kameraden. Abschliessend zu diesem Thema muss ich noch erwähnen, dass der grösste Teil dieser Pioneers später in der Armee volle Gleichberechtigung fand und es sogar zu Offiziersposten brachte. Bei der Besetzung Deutschlands spielten viele von ihnen eine wichtige Rolle.

Zurück zu unserer Abbruchsarbeit: Wir waren zufrieden, hatten ein Heim/Wohnung/ Unterkunft und genug zu essen, trotz der Lebensmittel-Rationierung. Auch lernten wir mit den Kriegsgefahren, den Bombardierungen zu leben. Und wir erkannten, dass auch das keine Arbeit fürs Leben war! Ich fand eine andere Beschäftigung in einem Restaurant, betrieben von einer älteren Flüchtlings-Dame. Das Restaurant hiess "Swiss Cottage". Meine Arbeit bestand in der Wartung und Instandhaltung des Lokals, in der Ausführung von Reparaturen, Beschriftungen und ähnlichem, aber nicht im Service. Das war viel besser als Mauern abzubrechen. Wir verbesserten durch einen Umzug in die Willesden Lane unseren Wohnkomfort. Adi, Karl Wapintzki und ich fanden dort ein riesiges Zimmer mit einem richtigen Flügel und einem grossen Kamin Dies war leicht, da London wegen des Krieges, der Evakuierungen unterbevölkert war. Karl und Adi hatten polnische Papiere und mussten deshalb in die Armee einrücken. Auch ich wurde in der Willesden Lane in das Kriegsgeschehen einbezogen, zum Feuer-Rettungsdienst eingeteilt. Da die Willesden Lane parallel zur Bahnlinie verlief, wurde sie einmal mit Molotow Cocktails geradezu übersäht. Die Häuser brannten auf beiden Strassenseiten. Das war mein erster grosser Aktiv-Einsatz.

Nach einigen Monaten im Restaurant fand ich eine Anstellung in einer Chemischen Fabrik. Sie führte, unter anderem, Aufträge für die Marine aus, was bedeutete, dass ich eine besondere Bewilligung benötigte, da ich erstens ein Ausländer mit staatenlosen Papieren war, und zweitens, weil die Fabrik geheime Kriegsarbeit leistete. Dem Direktor Ernst Pokorny, ein Doktor der Chemie und Metallurgie, einem ehemaligen Tschechen, gelang es mir diese Bewilligung zu verschaffen. Wegen der Kriegsarbeit der Fabrik wurden mir einige einschränkende Bedingungen auferlegt: So durfte ich zum Beispiel die Stelle nicht wechseln, musste die Arbeitszeit auf die Minute genau einhalten, Zivilschutz leisten und war zur Geheimhaltung verpflichtet. Die Anstellung in dieser Firma und die Zusammenarbeit mit Dr. Ernst Pokorny waren ein grosser Glücksfall für mich. Ich blieb gerne zehn Jahre lang dort.. Siebzehnjährig trat ich 1942 in diese Fabrik ein und wurde zuerst in der mechanisch-elektrischen Abteilung beschäftigt. Dort lernte ich sehr viel,

verdiente gut und hätte glücklich sein können, wenn dieser bedrückende Krieg nicht gewesen wäre.

Die seltenen Rot-Kreuz-Nachrichten – 25 Worte – von meinem Vater, Bruder und der Familie in Deutschland hörten bald auf. Bomben fielen rund herum, die Ungewissheit des Ausganges der Kämpfe in Nordafrika, Russland und an anderen Orten belasteten uns alle schwer. Mit 18 Jahren bewarb ich mich vergeblich für die Royal Air Force. Meine Arbeit in der auch für die Marine tätigen Fabrik wurde für wichtiger erachtet als ein Einsatz bei der Air Force. In London herrschte der totale Krieg.

Das Gefühl nicht aktiv an diesem grausamen Krieg teilnehmen zu können, bewog mich dazu, mich um einen Platz in der Merchant Navy, der Handelsmarine zu bewerben. Das war ein gefährlicher Gedanke, denn die Verluste der Alliierten an Handelsschiffen waren sehr gross. Versenkten doch die deutschen U-Boote mit ihren tödlichen Torpedos viele von diesen unbewaffneten Frachtern. Um mir diesen Wunsch erfüllen zu können, suchte ich wieder einmal Hilfe beim Bloomsbury House. Doch auch mit ihrer Unterstützung gelang es mir nicht aktiver am Kriegsgeschehen teilzunehmen. Im Oktober 1943 wurde mir definitiv mitgeteilt: „Ein staatenloser Deutscher darf nicht in die Merchant Navy aufgenommen werden." Meine besondere Arbeitsbewilligung „Work of National Importance" behinderte wiederum zusätzlich meinen Versuch aus dem zivilen Arbeitskreis auszubrechen. So musste ich mich mit meiner Arbeit bei der„Civil Defence Force", dem Zivilschutz, im zerbombten London zufrieden geben.

Wenn ich jetzt zurückblicke, komme ich zur Erkenntnis, dass in der Jugend die Furcht vor dem Tod, eine Abwandlung des Fatalismus, in diesem Krieg gegen den Faschismus sein Leben zu verlieren, ganz andere Dimensionen hatte, als später im Alter. Es ist vorrangig ein Gefühl der Pflichterfüllung, aber auch, ich gestehe es, der Wunsch nach einer Begegnung mit dem Unbekannten, dem Abenteuer.

Karl Wapnitzki, der sich in der Armee einen Englischen Namen, Charles Warren, geben musste, kam im Urlaub zu mir auf Besuch. Es war zur Zeit der „fliegenden Bomben," der Raketen V I. Er konnte den durch diese Raketen verursachten Stress nicht ertragen und kehrte deshalb frühzeitig zu seiner Einheit zurück mit den Abschiedsworten: „Als Soldat kann ich mich wehren, aber hier sitzen und den Fluglärm dieser tödlichen Bomben hören und darauf warten, ob der Motor abstellt und die tödliche Fracht auf meinen Kopf fällt....." Karl sollte den Krieg nicht überleben. Die katastrophale Schlacht von Arnheim überlebte er. Er kam aber kurz nach seiner Heimkehr in England um.

Viele meiner Flüchtlings-Kameraden wurden zur Armee einberufen: Adi, Leo, Luis und Eli, um nur einige zu nennen. Adi kam in deutsche Kriegsgefangenschaft. Ein jeder von uns kann viel von seinem Schicksal erzählen. Ich beschränke mich hier auf das meine, dennoch verlief das Leben von uns allen sehr ähnlich.

Der Krieg ging zu Ende. Die Zeit der V I- und V II-Raketen war vorbei. Die Alliierten hatten Deutschland in die Knie gezwungen. Was war übrig geblieben: Zerbombte Städte, unersetzliche Lücken in unzähligen Familien, Leid und Trauer überall. Wir gingen zum

Buckingham Palace und jubelten dem König zu. Endlich war dieser grässliche Krieg vorbei. Wir konnten es kaum fassen! Jetzt endlich durften wir wieder hoffen.

Aus Deutschland, aus Berlin, kam kein Lebenszeichen. Es stellte sich die Frage: „Konnten Menschen wirklich so barbarisch sein?" Sie konnten es und sie können es noch immer, wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit. Meine Familie war ausgelöscht: Vater, Bruder, Grossmütter, Onkel, Tanten, Cousinen. Sie alle waren fort, die meisten weilten nicht mehr unter den Lebenden. Kein Zeichen kam mehr von ihnen. Zurück blieb ein trauriges endloses Erwachen. Ich stellte mir die nicht beantwortbare Frage: "Muss solches Leid nicht eine bessere Menschheit mit mehr Mitmenschlichkeit hervorbringen? Meine Familie kann, darf doch nicht vergebens abgeschlachtet worden sein." Damals hegte ich noch ein wenig Hoffnung auf eine bessere Welt. Doch wie traurig und hoffnungslos sieht es heute - aufgrund der neueren Geschehnisse, Erfahrungen - in meiner Erkenntnis, in mir aus!

Noch unter den Lebenden finden konnte ich den jüngsten Bruder meines Vaters, Onkel Heinz, in Palästina, dem heutigen Israel, und den zweitjüngsten Bruder meines Vaters, Onkel Fritz, in Paris. Heinz war 1939 nach Palästina ausgewandert. Fritz flüchtete mit Fanny, seiner treuen Begleiterin, ständig vor den Deutschen, von Holland nach Belgien, von dort nach Paris. Sie wurden vom Vichy-Regime in Frankreich interniert und konnten sich schliesslich doch noch nach Spanien retten. Nach Kriegsende gingen sie zurück nach Paris, wo ich sie in ärmlichen traurigen Verhältnisse wiederfand. Sie sind nun beide in Israel begraben.

Kurz nach Kriegsende rief mich Dr. Ernst Pokorny zu sich in sein Büro. Er sprach: „Klaus ich schätze ihre Arbeit sehr. Sie haben stets mein volles Vertrauen erlangt. Ich möchte ihnen empfehlen zu studieren. Ich bin auch bereit ihnen das Studium zu bezahlen!" Meine Antwort liess nicht lange auf sich warten: „Sie haben vollkommen recht. Ich werde jetzt ein Studium aufnehmen, aber ich werde die Kosten dafür selbst übernehmen". Bis heute bin ich dankbar für diese Motivation.

Dies war der Anfang einer fast sechsjährigen Studienzeit. Das bedeutete drei- bis viermal pro Woche zur Regent Street zu fahren, zum Politecnic Institute (heute University of Westminster) um Electro Engineering in Abendkursen zu studieren. Nach der Arbeit stieg ich bei jedem Wind und Wetter auf mein Motorrad, um mich zwei bis drei Stunden dem Studium zu widmen. Nach Ende eines jeden Studienjahres mussten obligatorische Prüfungen bestanden werden. Durch fleissiges Lernen war das Glück auf meiner Seite. Meine Studiumskollegen waren hauptsächlich ehemalige Soldaten und Offiziere. Nach jeder Prüfung verkleinerte sich der Kollegenkreis. Am Ende des fünfjährigen Studiums war ich der letzte Student und der einzige der zur Abschlussprüfung antrat. Ich bestand die Prüfung und schloss mit dem „Higher National Certificat in Electro Engineering" ab. Mein Ehrgeiz drängte mich zum weitermachen, um auch noch den AMIEE Grad zu erringen. Das bedeutete ein weiteres Studienjahr in nicht zum Ingenieur gehörenden Fächern, wie Chemie, Englisch, Physik und andere. Dieses zusätzliche Jahr sollte ich allerdings nicht mehr vollenden, da ich ein faszinierendes, junges und liebes Mädchen aus der Schweiz kennen lernte!

Das Nachkriegs-London fand langsam zum Frieden zurück. Die Arbeit bei Dr. Pokorny ging weiter. Doch nun erwachte die Konkurrenz, machte sich mehr und mehr bemerkbar. Die Expansion nach Südwales entwickelte sich immer mehr zu einem Fiasko. Anfänglich gehörten auch regelmässige Reisen nach Wales zu meinen Aufgaben, um beim Aufbau der neuen Zweigstelle mitzuhelfen. Dr. Pokorny vermochte als grosser Spezialist auf dem Gebiet der Chemie und der Metallurgie sowie seinen guten Verbindungen zur Rüstungs-Industrie während der Kriegsjahre ein erfolgreiches und profitables Unternehmen aufzubauen. Vom Erfolg geblendet, musste er schmerzlich erfahren, dass in Friedenszeiten andere Marktverhältnisse herrschen. Langsam aber stetig ging es mit dem Unternehmen bergab, bis es schliesslich anfangs der 50iger Jahren zusammenbrach. Zu dieser Zeit beendete ich gerade mein Studium.

Das Leben in meinem Flüchtlingskreis nahm seinen normalen Fortgang. Nach und nach wurden alle meine Freunde aus der Armee entlassen. Adi, zurück aus deutscher Kriegsgefangenschaft, Leo, Luis, Eli und andere kehrten nun wieder ins Zivilleben zurück. Wie früher lebten wir in den Tag hinein. Mein Lohn war angemessen, genügte gut zum Leben, war aber zu wenig um Sparen zu können. Das kam auch daher, weil wir das Haushalten, unser Geld richtig einteilen, erst noch erlernen mussten. Wir waren jung, ohne Familie, ohne Bindungen, ohne Verantwortung, zusammengehalten durch unser gemeinsames Schicksal. Unser Leben war frei, unbesorgt, grenzenlos. Zurückblickend, trotz allem Leid das wir Jungen und Mädchen in unserer frühesten Jugend erfahren mussten, waren wir nicht unglücklich. Unsere Erwartungen waren sehr hoch geschraubt. Der Glaube, die Menschheit würde aus der blutigen Vergangenheit ihre Lehren ziehen, ging mit der Zeit verloren. Die Hoffnung von uns allen, den einen oder anderen von unseren geliebten Eltern, Verwandten und Freunden in Deutschland wiederzufinden, wurde nicht einmal in einem Fall erfüllt. Die Enttäuschung wuchs von Jahr zu Jahr. Hatten Millionen von unschuldigen Menschen ihr Leben lassen müssen, nur damit die Menschheit keine Lehren aus diesem Elend ziehen würde?

Das war eine traurige Erkenntnis mit welcher wir leben lernen mussten. Dennoch, eine edle und wichtige Pflicht ist uns Holocaust-Überlebenden auferlegt worden: jeglichen Tendenzen entgegen zu wirken, welche eine Wiederholung solcher Grausamkeiten, Gräueltaten vorbereiten oder zulassen wollen. Die Warnung: „Wahret den Anfängen“ sollte uns stets begleiten!

Geprägt durch die Umstände der Flucht, elternlos, weit entfernt der Heimat – wenn wir es so nennen dürfen – in einem fremden Land, im Krieg dem Bombenhagel der Deutschen entgangen, und auf uns selbst angewiesen, wurden wir früh zu reifen Menschen. Eine Jugend im klassischen Sinn kannten wir nicht. Wir wurden von der Kindheit in den täglichen Kampf ums Überleben katapultiert. Das alles prägte unseren Lebensstil, unser Denken, unser Handeln. Lange Abende verbrachten wir in lebendiger Unterhaltung, in leidenschaftlichen Diskussionen, bei schöner guter Musik und improvisiertem Essen. Adi, Fredy, Nogge, Martha, Rosi, Luis, Eli, Ilse, Rolf, Greta, Irene und weitere bildeten den Kern einer homogenen Gruppe. Da stiess durch glückliche Umstände ein 19jähriges Mädchen aus der Schweiz zu uns, aufgewachsen in bürgerlichen, eingegrenzten,

geschützten Verhältnissen. Durch uns lernte sie eine für sie neue Welt kennen, die sie sich kaum hätte erträumen können. Fasziniert von unserem Lebensstil, fand sie schnell den Weg zu uns. Eingestanden, es war nicht Liebe auf den ersten Blick welche mich an dieses Mädchen aus einer mittelgrossen, eher provinziellen Schweizer Stadt fesselte, sondern die Kameradschaft, die gemeinsamen Interessen und Erlebnisse, welche Myriam und ich freundschaftlich miteinander teilten. Langsam schmolzen wir zusammen, vertieft durch längere Trennungen, bedingt durch Besuche in ihrem Schweizer Elternhaus.

Meine Anstellung bei Dr. Pokorny war zu dieser Zeit stark in Frage gestellt. Meine Existenz musste neu gestaltet werden. Verschiedene Möglichkeiten wurden geprüft und abgewogen. Sollten wir beide in London leben oder in der Schweiz? Myriam, begeistert vom Leben in London, hätte sich gerne dort niedergelassen. Da sie aber das einzige Kind ihrer Eltern war und ihr Vater schon ein reiferes Alter erreicht hatte, wäre der Entschluss sich vom Ort ihrer Eltern zu trennen, für sie wohl doch belastend gewesen. Nach eingehender Überlegung beschlossen wir für ein Jahr einen Versuch in der Schweiz zu wagen. Sollte dieser dann eventuell misslingen, konnten wir uns immer noch unsere gemeinsame Zukunft in England oder anderswo aufbauen.

Unter anderen zeigte Landys & Gir, eine internationale Firma mit Niederlassung in der Schweiz, grosses Interesse daran mit mir einen Arbeitsvertrag abzuschliessen. Weiter bewarb ich mich um Anstellung bei der Basler Firma Hecht, welche zu dieser Zeit mit der Erstellung eines gigantischen Silos in Haifa beauftragt war. Meine Qualifikationen waren ausreichend gewesen. Aber meine britische Nationalität stand der Anstellung im Weg, da es für die Firma Hecht unbedingt ein Schweizer sein musste! Der Silo in Haifa ist zu einem Symbol des Hafens geworden, auch ohne mein Mitwirken! Heute denken Myriam und ich fragend zurück: Wie hätte sich unser Leben entwickelt, wenn wir damals nach Israel gezogen wären?

Myriam als gute Tochter, die beste welche Eltern sich wünschen können, hatte doch das Bedürfnis, den Wunsch, wenn möglich ihre Eltern nicht zu verlassen. Ihr Vater ging damals schon auf die 70 zu, Myriam war das einzige Kind und ich auf der Suche nach einer Anstellung. Da lag die Antwort auf der Hand. Auf Umwegen fand ich zur Uhrenindustrie, was damals für einen Fremden nicht leicht war. Die Befürchtung der Behörden sowie der Verantwortlichen der Uhrenindustrie bestand darin, dass ich als Ausländer Geheimnisse ins Ausland schmuggeln könnte! Was für ein naiver Gedanke. Deshalb begannen Myriam und ich in der Uhrenfabrik ANTIMA zu arbeiten, der Firma meines Schwiegervaters. Aller Anfang ist schwer. Mein Schwiegervater, jahrelang gewohnt allein in seiner Firma zu walten, fand sich plötzlich mit zwei jungen Mitgestaltern konfrontiert. Myriam und ich waren sehr bald voll mit neuen Ideen, was anfänglich zu Spannungen zwischen den Generationen führte. Mit viel Geduld und Toleranz allerseits wurden diese Spannungen abgebaut , was schlussendlich zu einem guten Verhältnis führte.

Dazu kam, dass ich meinen Schwiegervater erst noch richtig kennen lernen musste, seine Weisheit, seine Bescheidenheit und seinen Humor. Eigenschaften, die ihn in seiner Umwelt beliebt machten. Ich fand in ihm einen neuen lieben Papa. Auch meine

Schwiegermutter wurde schnell zu einer „Mami“ für mich. Im Schatten meines Schwiegervaters lebend, verstand sie es mit ihrer Liebe und Grossmütigkeit eine warme, beständige, jüdischen Familienatmosphäre zu schaffen und für uns alle zu erhalten. Noch heute schätze ich mich glücklich ihr Schwiegersohn geworden zu sein.

Zurückblickend fühlte ich mich in der Uhrenbranche wie ein Fisch im Wasser. Ich begann diese Industrie zu lieben. Die Verbindung von Design und Technologie, die Vernetzung mit der weiten Welt, das Venture verbunden mit dem steten Stress ums Überleben, sollte sich zu einer Leidenschaft entwickeln, die sich tief in meiner Seele verankerte. 38 Jahre durfte ich diese Leidenschaft mit Myriam teilen. Wir wurden zu einem Team welches die grausamsten Stürme meistern konnte. Es gab Krisen zu bewältigen, die in regelmässigen Abständen unsere Existenz in Frage stellten. 1991 kam der Moment unsere Firma in jüngere Hände zu übergeben. Unsere Firma ist eines der wenigen unabhängigen Unternehmen in der Uhrenbranche geblieben, im Gegensatz zu den meisten anderen Betrieben, von denen es früher eine grosse Anzahl in der Region Biel gab.

Myriam und ich waren gute Partner und sind es heute noch. Wir teilen weiter die Freuden und auch die Sorgen des Lebens. Myriam verstand es mich zu neuen Horizonten zu führen und half mir, für meine verlorene Jugend und auch für meine verlorene Familie einen wertvollen Ausgleich zu finden. Dafür bin ich ihr unendlich dankbar. Zwei schöne Kinder schenkte sie uns. Bis heute hat sich unsere Familie um drei Enkel vergrössert.

Eine neue Familie entfaltet sich zu einer wunderbaren Blume, deren Schönheit im Sonnenlicht erstrahlt.

Dies heute zu erleben entschädigt mich für vieles, was ich in meinem Leben nicht hatte oder nicht erleben durfte!

Klaus Appel
Geschrieben im Jahr 2001, 5760/61 תנשב
Für meine Kinder und Enkelkinder